

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 20 (1926)

Heft: 3

Artikel: Aussprache. I., Zum vielumstrittenen Jesuswort : "Gebet dem Kaiser...etc" ; II., Zum Amerikanismus : eine kurze Erwiderung zum Artikel von H. Leuthold ; III., Zum Faschismus

Autor: Petitpierre, F. / Peter, Clara / Ewald, Oskar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aussprache

I. Zum vielumstrittenen Jesuswort: „Gebet dem Kaiser . . . etc.“¹⁾

1. Ein Unkirchlicher schreibt:

Das vielumstrittene Jesuswort gehört zu den Argumenten, die gern von Militärfreunden den Antimilitaristen entgegen gehalten werden und mit Recht. Warum sind viele Eiferer auch so unklug, sich auf ein Bibelwort zu berufen, wo sie doch wissen sollten, dass zu jeder Aeusserung dort eine Gegenäusserung aufzutreiben ist. Wohl heisst es z. B.: du sollst nicht töten! Der es gebot, liess dreitausend Stammesbrüder niedermetzeln, nur weil sie nicht seinen Gott anbeteten. Christus sprach: „Niemand kann zweien Herren dienen.“ Paulus, der den gleichen Gott zu verkünden behauptete, fordert, dass jedermann der Obrigkeit untertan sei. Und so fort.

Was mir an der Auslegung im Februarheft der „Neuen Wege“ missfällt, ist das Wort Konzession. Nein, niemals. Das ist eben das Hinaufreissende in der Erscheinung Christi, dass er zu den Unbedingten gehört, die niemals Konzessionen machen. Gerade darum zerbrach er äusserlich, weil er sich nicht biegen, seinen Geist nicht verbiegen konnte. Dieser innern Strenge widerspricht auch sein Wort von den Schlangen und den Tauben nicht. Gerade das macht ihn heute noch so lebendig wie vor bald zweitausend Jahren, dass er zu den ganz Seltenen gehört, die gar keine Konzessionen machen können. Wo wir uns fortwährend anpassen, uns winden, um uns unser bischen Wohlergehen zu erhalten, um die Früchte von links und die Früchte von rechts zu sammeln, war sein Weg von strahlengerader Steile. Darin liegt der Zauber dieses Einmaligen, im heroischen Beispiel seine Macht.

Nun die Stelle vom Zinsgroschen. Wie Tizian in seinem bekannten Bilde die beiden, Christus und seinen arglistigen Frager, in eine helle und eine dunkle Welt teilt, so müssen auch wir die beiden als Vertreter zweier Welten betrachten, die sich nur äusserlich nahe kommen: hier Christus, der kein Geld und Geldeswert, kein Eigentum, keinen Staat kennt, dort der Heuchler, dessen Existenz durch Gelderwerb und Besitz notwendigerweise mit dem Begriffe Staat verflochten ist. Christus dient nur seinem Herrn, er kennt keine andere Macht über sich als Gott; der andere aber, auf den Staat sich stützend, muss dem Kaiser, d. h. dem Staate dienen. So sehen wir denn, wie Christus gleichsam als ein Aussenstehender die verfängliche Frage beantwortet, als einer, der aus weiter Ferne auf die kleine Welt des andern herabschaut. Er nimmt auch bezeichnenderweise das Geldstück nicht in die Hand, er lässt es sich nur zeigen. Und — die Hauptsache endlich — er sagt nicht: geben wir . . ., sondern gebet . . ., was so viel bedeutet wie: wenn ihr euch schon mit dem Gelde verbündet, dann müsst ihr eben auch die Forderungen des Staates erfüllen, der dafür euern Besitz schützt; meine Welt — das setze ich von mir aus hinzu — kennt diese Werte nicht. Dieser Anarchismus (der auch keine Theokratie auf Erden ertrüge, weil er jede Kratie verwirft) war es, der Jesus so staatsgefährlich machte und ihn auch heute noch staatsgefährlich machen würde, wenn die Kirche den Mut und die Ehrlichkeit hätte, den Erlöser unverfälscht zu verkünden.

Ich lehnte die Annahme einer Konzession ab. Dafür möchte ich auf die überlegene Ironie hindeuten, die aus der Antwort des Meisters spricht. Viele werden zwar das, was ich die christliche Ironie nenne, aus verletztem

¹⁾ Die beiden ersten Aeusserungen zu dem „vielumstrittenen Jesuswort“ stammen von einem schweizerischen und einem deutschen Pädagogen.

Gefühl zurückweisen. Aber welcher Weise, welcher Künster hätte die Ironie nicht gekannt? Warum sollte die Hoheit die Ironie ausschliessen, wenn die Ironie die Hoheit nicht ausschliesst? F. Petitpierre.

2. Ich glaube, dass man dem Worte mit Unrecht eine viel zu weit greifende principielle Bewertung beilegt, besonders wenn man gar noch den ersten Teil in nationalistischem Sinne betont, als ob Gott und Cäsar gleichstehende Partner wären, die beide mit je 50 Prozent am Menschen beteiligt wären, und den zweiten Teil möglichst leise spricht.

Das römische Reich sorgt für glatte Abwicklung des Verkehrs — Zeichen dessen, die in Jerusalem wie in Rom, ja auf dem ganzen Weltkreis geltende, mit dem Bilde des Kaisers gekennzeichnete Münze; darum habt ihr die einfache Pflicht (das liegt im griechischen Verbum), durch Steuerzahlung euch dafür erkenntlich zu zeigen. Ueber diese Selbstverständlichkeit sich irgendwie aufzuregen, lohnt sich wirklich nicht, zumal es sich um eine blosse Aeusserlichkeit handelt; mit ja innerlich zu nichts verpflichtender Zahlung von lumpigem Gelde kann ich dieser „Verpflichtung“ genügen. „Dieser Dinge reicht keines bis an die Seele.“ — Nur eines ist not und die Lebensfrage: Gott das zu geben, was ihm gebührt: dich selbst, dein Herz; denn dies allein bestimmt den Wert des Menschen.

Ich erinnere zur Erhartung der Richtigkeit meiner Deutung an die Frage der Tempelsteuer (Matth. 17, 24). Grundsätzlich ist er als Kind des Hauses (Luc. 2, 49) von ihr frei. Aber die ganze Sache, weil lediglich eine Geldfrage, ist ja so entsetzlich nebensächlich; warum wegen solcher Nichtigkeiten bei den Leuten Aufsehen, Anstoss erregen? Wir wollen gross Aergerndis geben, har t bei den Leuten anstossen, aber nicht wegen subtilen Doktorfragen! Hier wie dort — eine lssige Handbewegung des Beiseiteschiebens: Es lohnt sich nicht. So gering wertet Jesus den Staat. Fritz Sattig.

3. Eine deutsche Leserin schreibt: Da es erlaubt und erwünscht ist, über das „vielumstrittene Jesuswort“: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, sich zu äussern, will auch ich es in aller Becheidenheit tun. Es drängt mich zu fragen: Hängt denn dies Wort oder wie hängt es mit Militarismus zusammen?

Ich meine, es war zunächst ein Abwehrwort gegen die Pharisäer, aus dem wir aber auch freilich lernen dürfen. Ich las eben die Geschichte wieder durch (Matth. 22, 15—22). Die Pharisäer wollten doch Jesum eine Falle stellen mit ihrer Frage; „sie hielten einen Rat, wie sie Ihn fingen in Seiner Rede.“ Hätte er geantwortet: ja, es ist recht, dass ihr dem Kaiser den Zins gebt, dann httten sie das Volk aufgewiegt gegen Ihn: Seht, der hält es mit dem Kaiser, dem fremden Herrscher, unserem Unterdrücker; das ist kein rechter Jude! Hätte er aber gesagt: nein, es ist nicht recht, ihr seid doch das Gottesvolk, dann verklagten sie Ihn beim Kaiser als einen, der das Volk gegen Ihn aufhetze. Und so hofften sie, Ihm auf alle Fälle zu schaden. Aber Er in Seiner Weisheit machte ihre Schlagfertigkeit zu Schanden. Sie mussten Ihm die Zinsmnze zeigen, die ja vom Kaiser, von der Regierung, mit Bild und Ueberschrift geprägt und ausgegeben worden und also „des Kaisers“ war. Darum „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ wenn ers fordert. Auch heutzutage prägen die Regierungen Münzen mit Stempel und Ueberschrift, um den Warenaustausch, Verkehr usw. zu erleichtern und zu ordnen; und wenn sie nun davon fordern als Zins, als Steuer, dann „gebet dem Kaiser, der Regierung, was des Kaisers, der Regierung ist.“

Mein Leben aber gehört nicht dem Kaiser; das brauche ich ihm nicht zu geben z. B. als Soldat. Ich selbst, als Mensch, gehöre nur Gott. Da sollen wir ganz „Gottes geben, was Gottes ist“ nach Leib, Seele und Geist! —

So ungefähr redet diese Geschichte zu uns, und ich merke, dass sie doch mit Militarismus oder vielmehr gegen Militarismus in Verbindung zu bringen ist!

H. D.

II. Zum Amerikanismus.

1. Eine kurze Erwiderung zum Artikel von H. Leuthold.

Es wird uns immer wieder dieser ideale Geschäftssinn der Amerikaner, besonders eines Ford geschildert und als „Dienst am Nächsten“, als grosser Segen hingestellt. Es ist gewiss recht, wenn sich Fabrikanten und Geschäftsleute zu einer wirklich reellen und auch zuvorkommenden Geschäftspraxis bekennen. Dass damit aber für die Ueberwindung des Bösen und für die Gestaltung einer neuen Welt im Sinne des Reichen Gottes viel gewonnen ist, bezweifle ich sehr. Aus diesem Utilitarismus in der Wirtschaft kommt uns das Heil so wenig, wie aus dem Utilitarismus auf sittlichem und sozialem Gebiet. Denn dieser „Dienst am Nächsten“ entspringt in seinen letzten Motiven doch der Selbstsucht, einer feinen, klugen, weitblickenden, aber doch der Selbstsucht. Seien sie klug, diese Amerikaner und lernen wir von ihnen; aber hüten wir uns davor, zu glauben, dieses „Dienen“ habe erlösende, befreiende Kraft. Das wirkliche Dienen im Sinne Christi hat seine Quelle in der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und geht weit über alle Nützlichkeit hinaus, ist oft eine Toraheit. Dass die Prohibition gegenwärtig aus blossen Nützlichkeitsgründen aufrecht erhalten wird, kann sein, doch ist der Kampf gegen den Alkoholismus in seinen Anfängen sicher nicht aus dieser Nützlichkeits-Gesinnung heraus geführt worden. Ein solcher Kampf bringt zuerst so viel Unannehmlichkeiten und Anfechtungen mit sich, dass er unbedingt aus selbstlosen Motiven entspringen und genährt werden muss, um Kraft und Ausdauer zu haben. Mit blosser egoistischer Nüchternheit ist nicht viel gewonnen. Kein Trinker wird wahrhaft und auf die Dauer frei, wenn er nur Abstinent wird, damit es ihm besser gehe. Nur wenn Dankbarkeit, Verpflichtung und Hingabe gegen Gott in ihm erwachen, hat sich etwas wesentlich in ihm geändert. Sollten wir morgen aus lauter Nützlichkeit alle Abstinenten sein in der Schweiz: wir wären dem Reich Gottes nicht viel näher gekommen. Es ist ja auch keine Gefahr; vorläufig brauchen wir noch Liebe, Hingabe und Opfer auch im Kampf gegen den Alkoholismus. Ist unsere Abstinenzbewegung nicht gerade darum so lau und lahm, weil sie so viel nur an den gesunden Menschenverstand, an Sparsinn und Nützlichkeit appelliert; wäre sie nicht hinreissender, begeisternder, wenn sie uns bei unserer Liebe und Verantwortung packen würde?

Die Lobpreisung des amerikanischen Utilitarismus aber hat mir noch mehr die Augen geöffnet für die Gefahren des „Amerikanismus“, die Herr Ragaz in seinem Artikel hervorgehoben hat. Das rechte Tun fliest doch allein aus dem Glauben.

Clara Peter.

III. Zum Faschismus.

Faschismus und Sozialismus.

Vielleicht darf ich zu Ihren so objektiven und lichtvollen Ausführungen über den Faschismus, sein Recht und Unrecht, noch ein Wort der Ergänzung mehr als der Entgegnung und des Widerspruches sagen. Der tiefste Sinn jeder Erscheinung liegt in dem oft nur schwer ausdrückbaren, dem unmittelbaren Empfinden jedoch stets erreichbaren Prinzip ihres Ursprungs enthalten. Er macht ihr Wesen und ihren Wert aus, daneben alles andre vergleichsweise unwesentlich ist. Was nun zunächst den Sozialismus betrifft, gegen den sich der Faschismus doch in erster Reihe wendet, so offenbart er trotz allen Verzerrungen und Entartungen, trotz allen daraus hervorgehenden Gefahren für Zivilisation und Kultur, für Humanität und Religion seinen

zutiefst menschlichen und deshalb göttlichen Sinn und Ursprung. Nicht Neid, Rachgier, Selbstsucht haben ihn hervorgebracht — wenngleich sie ihn gelegentlich verdunkeln — aber auch nicht das Streben nach einem Ausgleich der Interessen, nach allgemeiner materieller Wohlfahrt, ja, nicht einmal die glühende Empörung gegen das Unrecht, der Hunger und Durst nach irdischer Gerechtigkeit: sondern Menschenliebe, die immerdar auch Liebe Gottes ist. Und darum geht der sich selbst nicht ganz verleugnende Sozialismus stets mit dem Pazifismus, dem Inter- und Uebernationalismus zusammen. Auch ist damit schon gesagt, dass er uns, wenn wir nur wollen, mit dem innersten Mittelpunkt des Seins in geradlinige Verbindung setzt. Das ist nun im Faschismus ganz und gar nicht der Fall, auch wenn wir zunächst über das Abstossende seiner Erscheinungsform hinwegsehen, die er schliesslich — obwohl es kein Zufall, dass weißer Terror sich zumeist blutiger und gehässiger austobt als roter — mit dem Bolschewismus bis zu einem gewissen Grade gemein hat; wenn wir, sage ich, darüber hinwegblickend, unser Auge unverwandt auf seine Idee richten wollen. Da aber stossen wir sofort auf eine fundamentale Schwierigkeit. Hat der Faschismus denn überhaupt so etwas wie eine Idee, oder noch mehr, ist er eine solche? Ich sage mit Entschiedenheit: Nein. Er besitzt vielleicht ein Programm — sogar das im Grunde genommen nicht. Staat und Nation sind an sich keine Ideen, sie sind bloss das Material dafür — und nicht einmal das wichtigste und beste. Jedenfalls hat der Faschismus nirgends die Tiefbohrung, die Richtung zum Zentrum, die der kundige Betrachter im Sozialismus entdecken wird. So wenig ich etwa ein Dogmatiker des Klassenkampfes bin — ich lasse ihn bloss in einem sehr bedingten Mass, Umfang und Sinn gelten — ich spüre in seinen ärgsten Verirrungen und Ausschreitungen, bis in die blutrünstigen Theorien des Bolschewisten Bucharin, noch immer mehr von Versöhnung, Harmonie, Menschlichkeit, ja, vom Geiste Christi als im überhitzten und berauschten Patriotismus der Faschisten, in ihrem staatlichen und gesellschaftlichen Einheitsfanatismus. Dort, so kann man sagen, ist eine grosse Idee auf Abwege geraten, hier schafft sich der dämonische Machtgedanke blos die adäquate Form seiner Verwirklichung. Die Einheit hat beide Male eine ganz verschiedene, wenn nicht gar entgegengesetzte Bedeutung. Hier ist sie im wahren Sinne überhaupt nicht vorhanden, wenn sie auch den Schein grösserer Erfüllung vortäuscht als im Sozialismus. Denn der Faschist begrenzt sich — vermöge seiner national-imperialen Einstellung — im eigenen Staatswesen, nach aussen trägt er bloss Hass, Unterdrückung, Verfolgung. Wird seine Politik aber von den Staaten zum Modell ihrer eigenen genommen, nun, so haben wir eine Reihe von Faschismen, die sich über kurz oder lang kriegerisch gegen einander entladen und zur allgemeinen Zerstörung führen müssen. Darum halte ich, so sicher der wahre Sozialismus aus der Liebe kommt, Faschismus und Liebe für unvereinbare Dinge. Der Faschist liebt auch sein Land und Volk nicht; er bildet sich das höchstens ein; denn lieben kann man ein Land und Volk nicht mit Ausschluss und auf Kosten eines anderen, man kann lediglich daran hängen oder verklammert sein. Aus dem gleichen Grunde vermag ich im Faschismus keinen Stief- oder gar Zwillingsbruder des Bolschewismus zu erblicken. Sie haben nach meiner Ansicht ganz verschiedene Eltern und Vorfahren. Eher möchte ich den letzteren für den illegitimen und entarteten Spross eines edlen Stammes halten, den ersteren für den rechtmässigen eines von allem Anbeginn und schon im Keime unedlen und verderbten. Der Sozialist kann sich wirklich mit einem Recht — freilich weniger über die Linie von Marx als über die von St. Simon — auf seine Herkunft von Jesus beruhen. Der Faschist würde sich damit blos lächerlich machen und er ist denn auch klug genug, sich lieber offen zu Macchiavelli als wahrem Ahnherrn zu bekennen.

In der Prognose, die Sie dem Faschismus stellen, stimme ich wieder ganz

mit Ihnen überein. Ich erblicke in der Tatsache, dass er sich gerade in Italien entfaltet, ein sehr tiefes Symbol — und mehr als ein solches. Er kehrt dahin zurück, von wo er uranfänglich ausgegangen ist, um dort, so hoffen wir es, für immer zu verschwinden. Vom heidnischen Rom, dem Sitz der alten Cäsaren aus, hat er sich zunächst des päpstlich-katholischen, kirchlich-imperialen Rom bemächtigt; von da ist er in die meisten Reiche des christlichen Abendlandes gewandert, in Napoleon, dem Zarentum, dem Hohenzollernreiche eine grossartige Neugeburt feiernd. Der Weltkrieg hat das Gericht vollzogen; die modernen Cäsaren, die Kaiser, sind nicht mehr; und was Mussolini und seine Sache anbelangt, so entpuppt sie sich aus solcher Universalperspektive bei aller theatralischen Aufmachung und Regie — ja, gerade durch sie — als das, was sie in Wirklichkeit ist: als das Satyrspiel nach der grossen Tragödie, über dem sich nun bald der eiserne Vorhang herabsenken wird, dem Werden und der Entwicklung einer neuen, gottmenschlichen, gottlebendigen Welt Raum gebend.

Oskar Ewald.

Das Wort ward Fleisch.¹⁾

Weihnachten, Karfreitag, Ostern.

Ueber jeder Weihnachtsfeier, die wirkliche Weihnachtsfeier ist, sich nicht zu rein weltlicher Lustbarkeit entwürdigt, steht in goldenen Buchstaben der geheimnisvolle Spruch aus dem Eingang des Johannesevangeliums geschrieben: Das Wort ward Fleisch — Worte ebenso schwer deutbar an sich wie unergründlich in ihrer Erfüllung.

Was will das besagen: das Wort ward Fleisch? Nun — es bedeutet genau dasselbe, was wohl schon die ersten heidenchristlichen Gemeinden in der Anfangszeile eines in ihren Zusammenkünften gesungenen Hymnus aussprachen als das zugestandenermassen, als das unbestreitbar grosse Geheimnis: er ist geoffenbar worden im Fleisch d. h. Gott selbst ist in sterblicher Menschheit erschienen, hat Menschengestalt angenommen und sich als Glied in die geschichtliche Erdenmenschheit eingereiht, um unser Bruder zu werden: Gott selbst ist Mensch geworden.

Wer kann dieser Tatsache Bedeutung genugsam würdigen? Wer in wenigen Minuten ihren Inhalt ausschöpfen?

Nur einiges kann und soll hier davon gesagt werden.

Zunächst dieses: Wenn wir nichts von Gottes Erdenwällen aus geschichtlicher Ueberlieferung wüssten, wie würden wir, falls wir nicht Kinder mehr sind, sondern schon etwas erfasst haben von des Lebens vollem Ernst und tiefer Schwere, es uns vorstellen? Der Mensch, in dem das Göttliche Gestalt angenommen hat, also der ganz Reine, der Heilige, der sittlich Vollkommene, der Gute, muss um seines so ganz anderen Wesens willen mit der Welt, die im

¹⁾ Eine Weihnachtsansprache an Gymnasiasten.

II. Zum Amerikanismus.

1. Nochmals zum Amerikanismus.

„Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden,“ mit diesem vielbedeutenden Sprichwort möchte ich meine Replik zu dem Thema einleiten. In der Erwiderung auf meinen ersten Artikel steht zu lesen: „Dass damit aber für die Ueberwindung des Bösen und für die Gestaltung einer neuen Welt im Sinne des Reiches Gottes viel gewonnen ist (nämlich mit einer wirklich reellen und zuvorkommenden Geschäftspraxis), bezweifle ich sehr.“ Gewiss ist damit die Welt noch nicht gerettet, aber wenn nicht viel, so doch etwas gewonnen. Alles, was Bestand haben soll, muss Schritt für Schritt erobert werden. In Europa dagegen hat man sich nicht einmal zu diesem Wenigen durchgerungen und deshalb sind die Amerikaner der Vereinigten Staaten vor uns im Vorsprung, auf dem eine neue Generation weiter bauen wird. Und eine solche Generation wächst dort schon heran und dies wird nicht zuletzt der Prohibition zu verdanken sein. Ist erst einmal die systematische Massenvergiftung durch den Alkoholismus, der jede feinere Empfindung im Menschen ertötet, beseitigt und all der Schmutz und das Laster und Elend, das er im Gefolge hat, verschwunden, dann kann an Stelle dieser Uebel leichter der Sinn für das Gute und für die Arbeit am Reiche Gottes treten. Auch hier ist nur ein stufenweiser Fortschritt möglich. So wenig als z. B. die Prohibition mit einem Schlag in ihrem vollen Umfang und im ganzen Lande eingeführt werden konnte, sondern zuerst das Gemeindebestimmungsrecht in einzelnen Staaten der Union ihr vorarbeiten musste, ebensowenig sind die Menschen dazu fähig, auf einen Schlag den richtigen Weg zu ihrem Heile zu finden. Das sehen wir wieder erneut am Völkerbund, der wohl noch manche Stürme über sich ergehen lassen muss, bevor er der von seinem Schöpfer ihm zugesetzten idealen Aufgabe völlig gerecht wird.

Wenn also auch die Amerikaner bei der Vorbereitung und der Einführung der Prohibition und anderer grosszügiger Reformen sich wohl weniger von der Absicht leiten liessen, damit dem Reiche Gottes näher zu kommen, als von ihrem gesunden Menschenverstande, so haben sie doch dem Nahen des Reiches Gottes gerade dadurch vorgearbeitet. Und wenn sie auch noch nicht den richtigen Weg beschreiten, so ist doch ein Anfang gemacht, der zu ihm führen kann. Es steckt ein Wille darin, der, wie Herr Ragaz treffend schrieb, „schaffend vorwärts drängt, der sich nicht in das versenkt, was ist und gewesen ist, sondern auf das zielt, was sein wird und sein soll.“

Diese zuversichtliche Lebensbejahung, ohne die ein solcher Wille undenkbar ist, entspringt aber aus dem unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Guten, also letzten Endes an den Glauben an Gott, der (ich berufe mich wieder auf den Aufsatz von Herrn Ragaz) „ganz von selbst zum Glauben an das kommende Reich Gottes wird.“

H. Leuthold.

2. Ein verkehrtes Schlagwort.

Schon seit längerer Zeit, besonders aber nach dem Stockholmer Kongress, geht ein Schlagwort um, das gedankenlos nachgeschwatzt wird, gegen das aber einmal kräftige Einsprache erfolgen muss. Die Angelsachsen, erklärt man, besonders die Amerikaner, haben so eine gewisse Art, das Christentum auf das Weltleben anwenden zu wollen. Das macht sich ja recht gut und ist heute Mode, aber dieses Christentum ist auch darnach, dass man es so rasch anwenden kann. Es ist oberflächlicher Optimismus, der glaubt, Völkerbund und Pazifismus, vielleicht auch noch Alkoholprohibition („Trockenlegung“) und soziale Reform seien das Reich Gottes auf Erden. Dieser Flachheit gegenüber vertreten die Deutschen (unter Umständen heisst es: „Wir Deutschen“) die lutherische Innerlichkeit und Tiefe, die weiss, dass das Reich Gottes etwas völlig Jenseitiges ist, das nie in das Weltleben eingehen kann und dazu etwas Inwendiges, das vermöge seiner Spiritualität die Vermengung mit weltlichen